

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 12

Artikel: Föhn

Autor: Heim, Jost

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Föhn

Skizze aus den Bergen von Post Heim

Andreas Zurbuchen hatte sich eben ächzend auf sein Lager geworfen — da brach der Föhnsturm los.

Seit Tagen lastete erdrückende Stille auf seiner braungebrannten Berghütte, sie lag ihm schwer und atemraubend wie noch nie in den dünnen Gliedern und vor allem das Herz — keinem Menschen hätte er sagen können, wie es ihn die Nächte bedrängt hatte. Wild schlug es und hämmerte wie Sturm, daß er aussprang, sich an den Balken festklammerte — und wieder war es, als verstummt sein Schlag und hellwach hörte er in die werdende große Stille hinein. Aus dieser Stille aber wuchs Angst, sie kroch aus irgendeiner Tiefe und kralpte sich über den ganzen Körper fest. Erdrückend lastete sie auf Andreas — oh, so große Angst! —, daß ihm alles vor den Augen verschwamm, Lichter tanzten irr, und löste sich dieser Angstzustand wie wegblasen auf, lag Andreas schwer atmend, die grause Angst noch in weiten Augen, auf seinem dürtigen Lager.

Mühsam tastete er sich hoch, hin zum Fenster und riß zitternd auf. War es denn Wirklichkeit?

Da standen hoch die weißen Berge. Die Berge, die er alle kannte. Da lagen unter seiner Hütte andere Hütten. Stephan Schranz, sein Nachbar, hatte noch ein Licht brennen — ja, ja, das war schon ganz richtig. Und eben überfiel es ihn wieder — Andreas kralpte sich am Fensterholz fest. Als würde mit einer Nadel ins Herz gestochen, zuckte es auf, begann zu rauschen und war dann wie ein großes dumpfes Stillstehen.

Seit Tagen aber hatte sich kaum ein Ästchen der drei großen Bergtannen, die Zurbuchens schindelbedeckte Hütte umstanden, bewegt. Eine große Stille war über den Bergen. Weiß ragten sie, und über ihnen hing der Himmel voll von weiß-grauen unbewegten Wolfschleieren. Aufreizend und zugleich bedrückend brütete Wärme in der Luft. Sie schwitzt um die Berge, hockte über dem Tal und den vielen Berghäusern, sie lastete auf Zurbuchens Herz und bedrängte es, tückisch und still.

Wie nah und klar die Berge standen — leuchteten nicht die weißen Felder wie drohend über dem Tal — drohte nicht ebenso der schwarz-blauie Wald? Felschatten warfen verzerrte Flächen und über dem Tal lastete diese Schwere, die den Schlaf raubte, das Herz zu wilden Sprüngen trieb, daß lähmende Angst wie mit Krallen um sich griff.

Andreas Zurbuchen zog einen Schemel herzu und setzte sich ans Fenster. Die Arme legte er auf das rissige Holzfensterbrett. Wirr hingen ihm lange, weiße Haarsträhnen in das zerfurchte, braungebrannte Berglergesicht. Wind und Wetter hatten es zerklüftet, wie sie die Felsen zerklüfteten. Bergsonne hatte es braun gebrannt, wie sie die Holzhäuser der Berge braun brennt. Die Jahre zogen tiefe Furchen, die sich um den Mund wandten wie wilde Bergschluchten; aus ihnen aber sprossen wirre graue Barthaare, wie zerzauste Tannen sich in steinigen Berggräben festklammern. Ein hartes, schweres Leben raubte den Augen den Glanz der Frische: Matte, kleine Lichter wurden es, fast zugedeckt von weiß-grauem Haargewächs. Auf dem Fenstersims lagen große braun-schwarze Berglerhände — die Helle der Nacht vergrößerte die blauen Adern gespenstig. Die hohen Gipfel aber standen nah, erdrückend nah — wie warm doch diese Bergluft war, dunstig warm, daß es sich wie mit Bentnergewichten auf die Brust legte.

Schweigend saß Andreas am Fenster, und es war nicht zu sagen, ob er noch lebe — wie leblos ruhten die großen Berglerhände auf dem rissigen braunen Holz. Die Augen aber standen weit und gingen in Vergangenheiten — die Berge aber standen nah und über dem Tal hockte die Vorschwüre des Föhnsturms.

Und da! — da schlug sein Herz wieder diesen rasenden Takt, um die weißen Berggipfel sah er Feuerfunken tanzen, irr

als würden sie hohnlächelnd nach ihm stechen. Wie im Kampf klammerten sich seine Finger ins Holz.

In unbeholfener Verwirrung strich sich Andreas Zurbuchen durch das lange zerzauste Haar. Dieser Föhn! — vierzig Jahre waren es nun her, da war auch eine solche Nacht gewesen. Alle hatten sie gewußt, daß er losbrechen werde, der wilde Föhn. Gegen den Abend war er hochgestiegen, eine halbe Stunde Wegs, zum kleinen Bergstall, in dem er seine Kühe stehen hatte. Seine junge Frau hatte ihm nachgerufen, daß er sich beeile und alles gut schließe. Da brach er los — ein wilder Sturm, der stürzte sich von den Bergen herunter, wirbelte durchs Tal, prallte an die Berghäuser, riß Dächer hoch und drehte schwere Tannen wie in fröhlichem Tanz, daß sie splitternd zerbarsten und zu Boden krachten.

Andreas ward vom Föhn auf dem Heimweg überfallen. Ein Heulen hub an in den Lüften, das segte wie ein wildes Heer über den Bergkamm und hätte ihn beinahe mitgerissen, bis er sich schützend hinter einem Felsstück verbarg. Der Föhnsturm aber heulte und tobte, er schlug zusammen, riß auseinander. Er heulte und schrie durch die Berge, stürzte zu Tal — und da riß er das Schindeldach des Andreas Zurbuchens hoch — er packte seine junge Frau, die in Angst nach ihm Ausschau hielt — er packte sie, warf sie hin und erdrückte mit Holz und Steinen das junge Leben. Nachbar Schranz riß er den Bergstall zusammen als wäre er ein Kartenhaus und die zwei Kühe, die es ihm nicht erschlug, stürzten in sinnloser Angst über Felsen zu Tode.

Seit Menschengedenken war das die furchtbarste Föhnacht für die Leute am Berg — nun aber hockte die Vorschwüre des Sturms über dem Tal.

Seit vierzig Jahren lag sie nun auf dem Friedhof im Tal unten, seine junge Frau. Er aber hatte das Dach wieder aufgebaut, legte noch schwerere Steine auf die Holzschindeln — um den Mund aber grub ihm der Föhn eine herbe Bitternis. Jede Woche besuchte er das Grab auf dem Friedhof, strich etwa mit zitternder Hand über den grauen Stein und war es ihm die ersten Jahre immer wieder heiß und brennend in die Augen gestiegen — bald war das nicht mehr und sein großes, buntes Tuch hätte ruhig daheimbleiben können. Die Augen aber starrten stets abwesend — in sein Gesicht fraß sich das Leben ein.

Das waren nun vierzig Jahre — die Berge standen weiß in der hellen Nacht, dunkel und reglos ragten die Tannen um seine Hütte. Weiß-graue Wolfschleier dämpften die Helligkeit der Mondnacht — in der Luft aber drückte Föhn.

Und da war das Herz — es schlug! hämmerte! — warf Funken in sein Gesicht und trieb das Blut, daß es wie Feuer brannte. Mit einem dumpfen Laut riß sich Andreas Zurbuchen hoch, die Lippen standen halboffen — Lust! — Lust! — oh, wie doch das Herz schlug und hämmerte. Vom Fenster weg schleppete er sich durch die Stube und warf sich ächzend auf sein Lager, — da brach der Föhnsturm los.

Ein leises Lispeln begann, eine kleine Bewegung in den Ästen der Tannen, die um seine Hütte standen. Ein ganz fernes Singen hob an; das stieg von den weißen Bergen herunter — es schwoll an, ward stärker — begann zu heulen — dann aber war's ein wilder Sturm, ein großes Ungetüm — und da fuhr der Föhn von den Bergen ins Tal, er tanzte mit alten Tannen, daß sie im lustigen Drehen barsten. Er faßte die Holzhütten, daß die Balken ächzten und stöhnten — der Föhn war's, der Schindeldächer hochriß und in wildem Wirbel mit sich trug — große Felsblöcke riß er los, daß sie in weiten Sprüngen zu Tal holperten.

Wie ein Schlag durchzuckte es Andreas, als das ferne Singen anhob, näher schwoll und zu heulen begann.

Wie ein Schlag durchzuckte ihn der Schreck — und dann ward eine lange Stille. Eine Stille war — sein Herz? — eine Stille — und ein Singen — und tausend Angste krochen hoch, sie legten sich wie ein enger Reif um ihn — die Stille aber wuchs und ward zu einem Rauschen, zu einem wilden Schlagen und Hämtern. Eine wilde Glut ward sie, die in Andreas Burbuchens Kopf glutete — oh, wie sie brannte! — und da heulte der Föhn durch die Berge, er tanzte mit den Tannen vor seiner Hütte, daß die eine, daß die andere zersplitterte und neben der Hütte durch zu Boden schlug.

Wie in unsagbarem Schreck fuhr Stephan auf — für Augenblicke tastete er nach dem Herzen — wie es laut und jagend schlug! — dann riß er die Fenster auf. Da fuhr der Föhn wilder denn zuvor in den Raum, warf krachend die Türe auf, daß sie splitterte, fuhr durch die Stube als sollte im nächsten Augenblick die ganze Hütte hochgerissen werden — die weiß-grauen Haare des Alten flatterten im Sturm.

Da reckte dieser mit langen Armen hinaus in die tobende Sturmnacht, die Augen starnten groß und weit — und wieder stieg in ihm das Feuer hoch — doch da spielte der Föhn mit der letzten Tanne, er spielte mit ihr, drehte sie in übermütigem Schwung, daß es ihr den starken Leib zerriß — dann aber warf sie der stürmende Föhn auf die Hütte des Andreas Burbuchens.

Viele Schindeldächer hatte es abgedeckt. Tannen lagen lang hingestreckt, daß das losgerissene Geäst und Geslecht der Wurzeln weit aufftund.

In rohgezimmertem Holzsarg lag Andreas Burbuchens. Tiefer noch schienen die Furchen seines Gesichtes, die Augen waren geschlossen, Föhnwind führte sein Gesicht und spielte mit den langen grau-weißen Haaren.

Da man den Sarg auf den Schlitten band und ihm den steinigen Bergweg hinab die Reihe der Bergleute folgten, sang um die Gipfel der ragenden Berge der Föhn.

Am Wege aber lagen die Riesenleiber gestürzter Tannen.

Ostern im Schnee

Von Peter Humbert

In den Schatten der Loge zurückgelehnt saß der greise Dichter, dessen Werk über die Bühne ging.

Es war ein kleines, kurzes Kammerstück, sein letztes, aber keines seiner bedeutendsten; er hatte es, ganz gegen den herrschenden Zeitgeschmack und seine eigene Gewohnheit, zu sehr ins Sentimental-Romantische hinübergleiten lassen, aber es war kostlich erfunden, kostlich durchgeführt mit aller Meisterschaft des großen Dramatikers und übergesoffen mit dem Märchenhauch reiner Poesie — eine Frühlingsblüte, die eine noch immer junge Seele unter dem Schnee längst ergrauter Haare hervorgezaubert hatte.

Er nannte es „Ostern im Schnee“, und sein Inhalt war einfach, ja fast arm an äußerer Handlung: etwas von junger Liebe und vom Wasser, das zu tief ist, sodaß sie zusammen nicht kommen ... Der Bursche geht in die Welt hinaus und ringt mit dem Leben und wird stark und gut, und die Jahre vergehen in glücklicher Kraft und Arbeit, und darob wird sein Haar weiß und seine Stirne faltenreich; und das Mägdlein verbirgt seinen Kummer und geht tapfer durchs Leben, wie der ferne, verschollene Geliebte, und darob wird auch ihr Haar weiß und ihre Stirne faltenreich. Da kehrt der weisshaarige Greis zurück und findet ein weisshaariges Mütterlein und erkennt in ihm die Gefährtin längst vergangener Jugendjahre. Und da geschieht etwas Wundersames: im gemeinsamen Gedenken verfunkener Jugendzeit werden zwei alte Herzen warm und jung, zwei zitterige Hände finden sich und halten sich fest, zwei weiße Scheitel neigen sich zueinander und zwei weisse Lippenpaare streifen sich im ersten, späten, scheuen Kuß ...

Das war das Spiel. Der es erdacht und geschrieben, der lebte weit in seine Loge zurück und blickte schon lange nicht mehr nach der Bühne.

Es mußte niemand von seiner Anwesenheit. Er war auf kurzen Besuch in die Stadt gekommen und hatte, der Bitte einer befreundeten Dame nachgebend, mit ihr diese Aufführung besucht. Die Dame, die Witwe eines vor wenigen Jahren verstorbenen Literaturprofessors, saß neben ihm, und sie genoß still und glücklich die Lieblichkeit dieses Kammerstücks, den Zauber, dem sich niemand entziehen konnte, und den sie umso stärker auf sich wirkte, je öfter sie das Stück sah.

Nach der Vorstellung fuhr sie in Begleitung des Dichters nach Hause, und zum Abschied bat sie ihn, er möchte sie vor seiner Abreise noch einmal besuchen. Er sagte zu. —

Zur bestimmten Stunde erwartete die alte Dame ihren Gast. Seit dem Tode ihres Mannes lebte sie still und zurückgezogen, Kinder hatte sie keine, und mit Verwandten und Bekannten pflegte sie wenig Verkehr. Langjährige tätige Anteilnahme an den Studien und Arbeiten ihres Mannes hatten ihr reiche Kenntnisse der deutschen Literatur gebracht, und diese waren es, die nun ihren Lebensabend ausfüllten und reich machten. Sie hatte mit allem Verständnis die nachgelassenen Schriften des Professors geordnet, und herausgegeben, was ihr dazu geeignet schien. Und darunter war verschiedenes gewesen, das sich mit dem Leben und den Werken ihres erwarteten Gastes beschäftigte, denn der Professor hatte in seinen letzten Lebensjahren den Werken des hervorragenden Dramatikers ein besonders liebvolles Studium gewidmet.

Auch jetzt hatte sie eines seiner Bücher hervorgeholt; mit der Beschäftigung mit einem seiner Werke glaubte sie die Zeit bis zu seinem Eintreffen am nützlichsten ausfüllen zu können.

Dann kam er. Sie saßen einander gegenüber auf den samtenen Polstersesseln des kleinen Salons, durch dessen geschlossene Fenster eine noch bleiche, aber schon wohltuend warme Februarsonne hereinschien. Noch lag draußen der Garten kalt und leblos, aber es war einer jener Vorfrühlingstage, die mit unhörbaren und geheimnisvollen Bungen verkünden, daß ein kommender siegreicher Frühlingstag nicht mehr in weiter Ferne liege. — Sie plauderten, und das Gespräch drehte sich um die letzten Lebensjahre des Professors, in welchem die beiden Männer sich gekannt, und um seine letzten und nachgelassenen Arbeiten, und von da glitt es ganz unwillkürlich auf des Dichters eigene Werke hinüber.

„Herr Doktor“, sagte die Frau Professor — sie nannte ihn mit dem Ehrentitel, den ihm die Universität seiner Vaterstadt verliehen — „mein verstorbener Mann hat immer behauptet, es stecke in Ihren Werken ein ganz besonderes Maß eigenen Erlebens, und es dürfte nicht schwer sein, aus Ihren Büchern Ihre ganze Selbstbiographie herauszulesen.“

„Gewiß“, sagte der Dramatiker, „das mag wirklich der Fall sein. Aber bei manchem andern ebenso sehr wie bei mir. Es schreibt eben jeder darüber, worin er seine Kenntnisse besitzt. Der Arzt, der ein Buch schreibt, schreibt über seine medizinischen Erfahrungen, der Naturforscher über seine Naturwissenschaften, und wir Dichter, die wir über das Leben schreiben, wir stützen uns eben auf unsere Erfahrungen des Lebens, in erster Linie auf unser eigenes Erleben.“